Die Seite der Frau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 30

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



Laßt die Kinder spielen!

Es gibt Eltern, die ihren Kindern recht zeitig den Ernst des Lebens beibringen wollen. Sie sehen zu, daß die Kinder ihre Zeit nicht mit Spielen verlieren. Praktisch sollen die Kinder erzogen werden, praktisch sollen sie sich betätigen. Das hört sich alles sehr vernünftig und schön an, ist aber falsch — vom psychologischen Standpunkt aus. Denn das Spiel gehört zum Leben des Kindes hinzu, ist eine Notwendigkeit für die Entwicklung des Gemüts und des Körpers.

Steigt man in die alten Grabstätten in Aegypten oder Phönizien, in Mittelamerika oder Nord-Kanada hinunter, dann stößt man immer auf eins: auf Spielzeug. Womit bewiesen ist, daß Kinder immer gespielt haben und wohl auch immer spielen werden. Die Spielzeuge, die man in Aegypten findet, die kleinen Puppen und Krokodile, die Bälle und Wiegen sind im Prinzip nicht anders, als unsere Spielsachen von heute auch — nur daß wir vielleicht ein wenig schöner alles aufgemacht haben. Dem Kind ist diese Aufmachung nichts. Was dem Objekt fehlt, wird ihm durch die Phantasie angehängt.

Man unterscheidet eine Menge Spiele, die den Charakter eines Kindes gleichzeitig umreißen — entsprechend der Auswahl, die das Kind unter den Spielsachen trifft. Da gibt es Spiele, die mit Hilfe eines Gegenstandes gemacht werden und andere, bei denen nichts als der Körper des Kindes erforderlich ist — also Gegenstandsspiele und Körperspiele. Ferner gibt es bestimmte Spielarten, die nur von Knaben oder nur von Mädchen gepflogen werden — oder eine dritte Sorte, die von beiden Geschlechtern gleichzeitig bevorzugt wird.

Die Pädagogen haben recht, die da behaupten, daß das Spiel für das Kind gar kein Spiel ist, sondern eine Arbeit, eine wichtige und das Sein ganz ausfüllende Arbeit. Man kann sogar soweit gehen, zu behaupten, daß ein Kind spielen muß, wenn man nicht diesen heranwachsenden Menschen-Gefahr laufen lassen will, körperlich oder geistig krank zu werden. Denn wenn man einem Kind einseitig nur geistige Belastung aufhalst, stellt sich ein Spannungszustand ein, der für das Nervensystem verhängnisvoll werden kann.

Aber diese Neigung des Kindes zum Spiel hat nicht nur eine körperliche, eine gesundheitliche, eine nervöse Seite, sondern auch eine moralische. Ein Kind, das normal spielt, wird sehr rasch über asoziale Instinkte hinwegkommen, wird nicht von der krankhaften Wanderlust gepackt, die man mitunter bei heranwachsenden Kindern beobachtet.

Die Erziehung des Menschen zieht also aus dem Spiel großen Nutzen, indem Willenskraft und Energie geschult werden — erst im Kleinen, in der Beharrlichkeit im Spiel, dann später im Großen, im Leben. Das Kind lernt jedenfalls spielend, sich selbst gegen die Angriffe des Lebens, gegen die Tücke des Daseins zu wappnen. Wird dagegen das Kind zu rasch den rohen Realitäten gegenübergestellt, besteht immer die Gefahr, daß das Kind ängstlich wird vor der Wirklichkeit, während die spielerische Phantasie Brücken schlagen hilft.

Deshalb muß man das Kind spielen lassen, selbst wenn eine Selbstbeschäftigung so unsinnig erscheinen mag, daß man versucht ist, mit diesem Unsinn aufzuräumen. Das Kind weiß, weshalb es spielt und spielen will.

Die Häßlichen machen die Mode!

Königin Mode ist unsterblich und bleibt auch lebendig, wenn böse Zeiten über einen Erdteil oder ein Land hinwegziehen. Man paßt sich vielleicht den Notwendigkeiten des Tages an, aber man versucht, dies mit recht viel gutem Geschmack zu tun und oft auch unter Schöpfung einer neuen Mode. Dabei gilt nach wie vor ein uraltes mysteriöses Gesetz, wonach die Mode von den Häßlichen gemacht wird. Diese Behauptung klingt paradox, läßt sich aber ohne weiteres belegen.

Selten hat eine Frau durch ihre Häßlichkeit die Mode so stark beeinflußt, wie Königin Elisabeth von England. Sie führte z. B. die gestärkten Kragen im Nacken ein. Sie umkleidete ihren ganzen Hals. Jeder machte Elisabeth diese neue Kleidung nach. Aber unter sich war man natürlich klar darüber, daß die Königin nur ihre sehr häßlichen Runzeln und Narben am Hals mit dieser Dekoration verdecken wollte.

Dann führte Elisabeth Kleider ein, die sehr völlig fielen. Man zischelte mancherlei, man behauptete, die Königin sei in Hoffnung. Aber die Hofdamen machten die Kleiderkünste nach und behaupteten, wenn Elisabeth schon nicht in Hoffnung gewesen sei, so habe sie doch so häßliche Beine und einen so üblen Unterkörper, daß sie diese Kleidung eigens zur Verdeckung ihrer Mängel erfunden habe. Das Maß aber wurde voll, als Elisabeth auf einmal eine rote Perücke trug und zur Mode machte. Da war man sich plötzlich darüber im Klaren, daß die Königin scheinbar über Nacht auch ihre letzten Haare verloren hatte und ihre absolute Kahlheit mit dieser Perücke verdeckte.

Die berühmte Anna von Cleve, eine der Gattinnen Heinrich VIII. erfand auf einmal einen Hut, der weit über die Ohren herunterging. Natürlich behauptete man sofort, sie habe sehr häßliche Ohren und verdecke diese durch den von ihr entworfenen Hut. In anderen Fällen entschlossen sich Könige, einen Kinnbart odgl. einzuführen, wenn sie ein häßliches oder zurückfliehendes Kinn hatten. Immer aber ergab sich bei einer näheren Prüfung, daß irgendetwas verdeckt (oder aber vorgetäuscht) werden sollte, was der hohe Würdenträger der Welt verbergen wollte.

Fürstinnen und Königinnen, die sehr kurz geraten waren, vergrößerten sich durch gewaltige Hüte oder aber durch überhöhte Perücken und endlich auf einem ganz anderen Wege, indem sie unter den Röcken unter die Füße gebundene Stelzen trugen. Auf diese Weise wurden sie natürlich größer und größer. Nur durfte man nicht daran gehen, einmal die näheren Geheimnisse dieser Größe zu studieren.

Was die ganzen Jahrhunderte hindurch gültig war, ist auch heute noch maßgebend. Nur haben die Filmstars und die Bühnen-Künstlerinnen vielleicht die Fürstinnen aus ihrer tonangebenden Rolle in bezug auf die Mode verdrängt. Aber trotzdem muß man auch bei den scheinbar so makellosen Filmstars immer einen ganz kleinen Verdacht haben, daß auch bei ihnen etwas zu verbergen, zu verstecken ist und aus diesem Grunde eine Mode so und nicht anders geboren wurde. — Ganz gleich welche Zeiten herrschen, welche Notwendigkeiten sich in den Vordergrund drängen: Königin Mode behauptet immer ihr Feld.